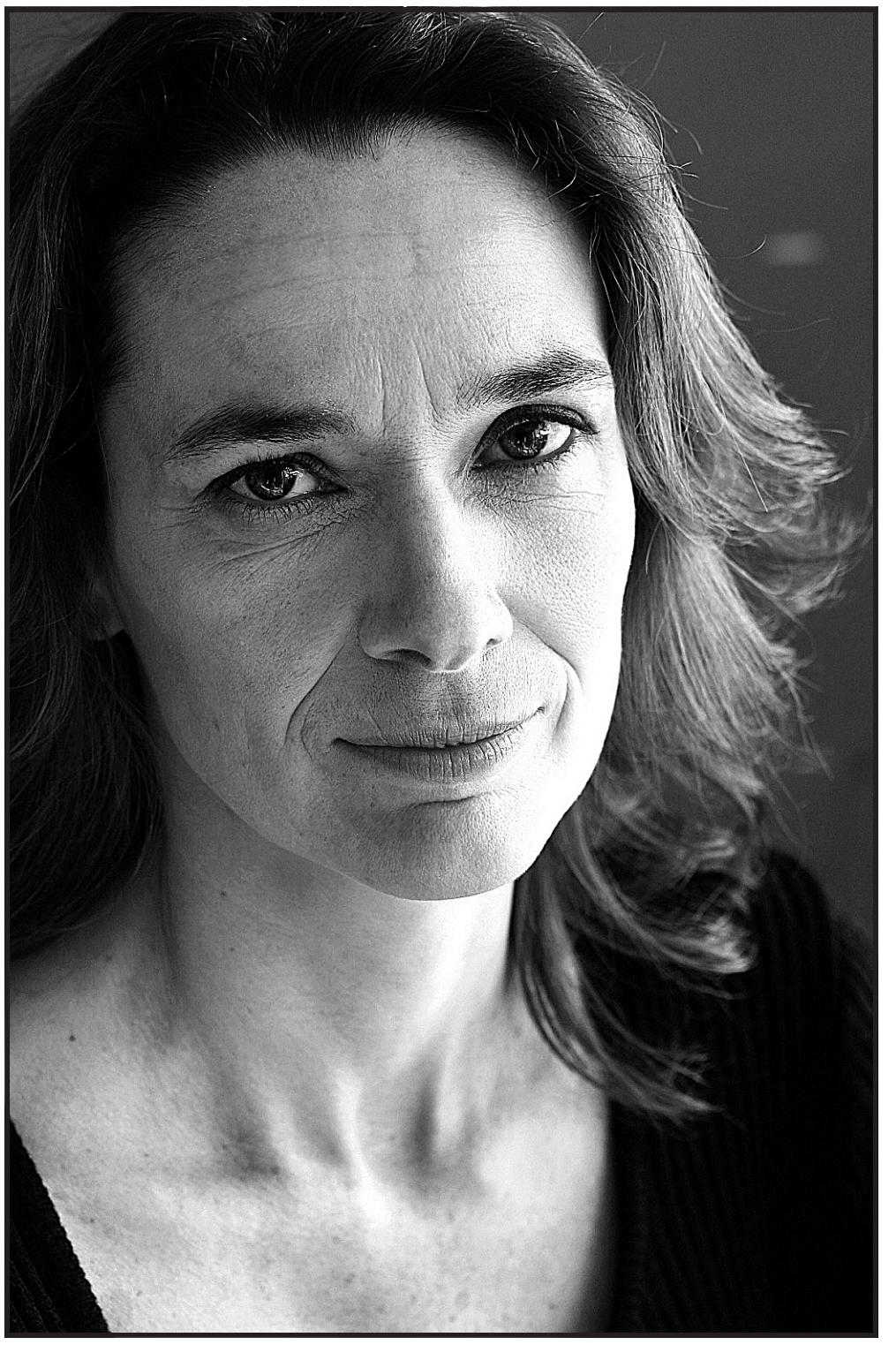
Auf 600 Seiten spannt **Francesca Melandri** den Bogen über 100 Jahre italienischer Geschichte – ungeschönt, detailreich und fesselnd. „Alle, außer mir“: eine Chronik von Rassismus, Flucht, Familiengeheimnissen und kolonialem Erbe.

Von Antonia Barboric

Wenn der Enkel an die Tür klopft



Jahrgang 1964, geboren in Rom: Francesca Melandri. [Foto: Elisabetta Claudio]

Als der fünfjährige Attilio Profeti im Jahr 1920 mit seinen Eltern und Otello, seinem älteren Bruder, die „Internationale Mustermesse“ in Mailand besuchen darf, ist es um ihn geschehen: Dort gibt es Abteilungen wie die „Zootechnische Ausstellung“, die „Hotelindustrie“, den „Palast für Autos und Sport“ zu bestaunen – und eine „Junge Beduinin aus der Kyrenaika“. Letztere sitzt den ganzen Tag vor dem aufgebauten Zelt und kocht vor den Augen der Besucher ein traditionelles beduinisches Gericht. Der kleine Bub sieht fasziniert auf das schwarze Gesicht und beobachtet sie beim Arbeiten. Ob sie das Gericht je gegessen hat, hat er nie erfahren.

Jahre später hat sich der Schüler Attilio, statt wie sein Bruder in die Schule zu gehen, ins Kino geschlichen. In der Wochenschau wird ein Bericht aus den italienischen Kolonien in Afrika gesendet. Eine Militärparade in der Kyrenaika, 1912 von den Italienern „befriedet“, wird gezeigt, mitsamt der am Straßenrand jubelnden indigenen Bevölkerung. Plötzlich ist Attilio wie vom Donner gerührt – er meint, das Gesicht jener „Jungen Beduinin“ aus der Mustermesse wiederzuerkennen. In dem Moment wird er von einer unfassbaren Sehnsucht übermannt, und er träumt von sich in weißer Gardeuniform, bei ihm die Beduinin. So verwundert es nicht, dass sich Attilio 1935, mit 20, kurzerhand freiwillig für die faschistische Miliz meldet. Der „Duce“ Benito Mussolini hat bereits den Abessinien-Feldzug vorbereitet, Profeti ist Feuer und Flamme. Sein Studium der Geschichte und Philosophie in Bologna lässt er kurzerhand sausen. Attilio, auch Attila genannt, ist ein Abbild des italienisch stilisierten, eigentlich nordischen Übermenschen: groß, attraktiv, mit gleichmäßigen Zügen und einer einnehmenden Aura, „die Reinkarnation des wissenschaftlichen Rassismus“. So wird er nicht nur von Anfang an offensichtlich von seiner Mutter bevorzugt, auch in der Gesellschaft profitiert er stets von seiner äußeren Erscheinung.

1940 kehrt Attilio nach Italien zurück, enttäuscht und desillusioniert, da das Land die Kolonien in Afrika verloren hat. Er arbeitet zunächst im Kolonialministerium in Rom, wird aber 1952 in die Kommission zur Dokumentation des italienischen Hilfswerks wieder nach Äthiopien versetzt. Nach seiner endgültigen Rückkehr nach Italien ist er nur noch einmal in Äthiopien, 1984 – dieses eine Mal muss er sich um eine private Angelegenheit kümmern. Inzwischen ist Profeti Familienvater: Er ist verheiratet mit Marella und hat mit ihr drei Kinder, Federico, Emilio und Ilaria. Daneben pflegt er eine Affäre mit Anita, die nach der Scheidung von Marella seine zweite Frau wird; ihr gemeinsamer Sohn trägt seinen Namen, Attilio.

Als Ilaria im Jahr 2010 vor ihrer Wohnungstür einen schwarzhäutigen jungen Mann vorfindet, der nach Attilio Profeti, seinem Großvater, fragt, bringt das eine Steinlawine ins Rollen: Lang gehegte Geheimnisse ihres Vaters kommen ans Licht. Anhand von Briefen und Fotos rekonstruieren Ilaria und ihr Halbbruder Attilio das Leben ihres gemeinsamen Vaters, der sich stets über seine Erlebnisse ausgeschwiegen hat. Die Frage, wer dieser Mann wirklich war, stellt sich den beiden somit nicht nur einmal. Je mehr Puzzleteile zusammengetragen sind, desto größer wird das Fragezeichen, wen die vier Kinder bisher eigentlich vor sich hatten. Attilio senior ist inzwischen über 90 Jahre alt und gibt wie immer keine Antworten, schon gar keine zusammenhängenden mehr. Die Halbgeschwister tauchen tief in die italienisch-faschistische Geschichte ein und werden ebenfalls mit einer wichtigen Frage konfrontiert: der nach ihrer eigenen Identität und gesellschaftlichen Position.

Im Bett relativiert sich Politik

Ilaria ist überzeugte Linksliberale, demonstriert gegen Silvio Berlusconi, kämpft für ein lebenswertes Rom, versucht als Lehrerin aus Schülern integre Menschen zu machen. Privat hat sie eine Affäre mit ihrem Jugendfreund Piero Casati, einem rechtsgerichteten Politiker bei der Forza Italia und Teil von Berlusconis Kabinett. Im Bett relativieren sich wohl die politischen Ansichten, wie sie feststellt. Konfrontiert mit dem Kolonialerbe ihres Vaters, so deutlich in Person ihres Neffen, muss sie ihre liberale Einstellung ergründen und ertappt sich dabei, wie sie mit der vermeintlichen Verwandtschaft mit einem schwarzen Menschen hadert.

Shimeta Ietmgeta Attilaprofeti, Sohn von Ietmgeta Attilaprofeti Ezezew, dem Sohn von Attilio Profeti, Besitzer eines italienischen Passes, ist aus Äthiopien geflohen, sein Ziel: Italien. Sein Weg führte ihn über den Sudan durch die Wüste Richtung Libyen. Die allzu europäische Frage nach dem Wie und Warum von Flucht und Schlepperei wird derart beantwortet: „Warum vertraust du dem Schlepper? Weil der Schlepper das GPS in der Hand hält, also dein Leben.“ In Tripolis wird Shimeta verhaftet und unter fürchterlichen Bedingungen in eine Massenzelle gesperrt. Dem seltsamen Verlauf der Geschichte verdankt Shimeta schließlich seine Entlassung: der Versöhnung zwischen dem rechtspopulistischen italienischen Ministerpräsidenten Silvio Berlusconi und dem libyschen Diktator Muammar al-Gaddafi nach den Streitigkeiten „als Erbe einer düsteren Kolonialvergangenheit“. So landet Shimeta auf Lampedusa und schlägt sich bis Rom durch.

Einst warfen die faschistischen Italiener Senfgas über Äthiopien, dem wunderbar facetten- und farbenreichen afrikanischen Land, ab, um die Bevölkerung auszumerzen und die Überlebenden zu überwältigen. Dann vereinten sich die italienischen Männer mit den „minderwertigen“ äthiopischen Frauen, obwohl die Reinheit der „italienischen Rasse“ und Überlegenheit der weißen Europäer in Stein gemeißelt waren. Schließlich müssen sich einige der Männer der Vergangenheit und ihren Taten stellen, indem ihnen die Gegenwart vor Augen tritt: etwa in Gestalt von Ietmgeta Attilaprofeti Ezezew und Shimeta Ietmgeta Attilaprofeti. Einst mussten die Äthiopier in ihrem Land vor den Invasoren fliehen – nun fliehen sie ins Land der ehemaligen Invasoren, das nichts mit den Flüchtlingen anzufangen weiß.

Eine umfassende Familienchronik, die sich über fast 100 Jahre erstreckt, vor dem Hintergrund der Kolonialzeit und faschistischen Ära Italiens angesiedelt ist und anhand von drei Hauptfiguren festgemacht wird: Vater, Tochter und Enkel. Francesca Melandri spart nicht mit detailreicher Beschreibung der Kriegsgräuel, die zumeist brutalste Folter und Verstümmelung als auch Vergewaltigung von Frauen beinhaltet. Dank der umfangreichen Recherchearbeit Melandris erfährt man einiges über die Geschichte des italienischen Faschismus im 20. und 21. Jahrhundert. Vieles aus der Historie Italiens mag dem Leser unbekannt sein, allein eine Erkenntnis ist nicht neu: Kein Lebewesen ist grausamer als der Mensch. Die Lektüre des Buchs, so schwierig sie aufgrund der geschilderten Gräueltaten oft sein mag, ist aber auf jeden Fall empfehlenswert. ■

Francesca Melandri
Alle, außer mir
Roman. Aus dem Italienischen von Esther Hansen. 608 S., geb., € 26,80 (Wagenbach Verlag, Berlin)

Nur zu sein – genügt das?

Andrea Winklers „Die Frau auf meiner Schulter“: wenn Realismus auf der Strecke bleibt.

Von Marlen Schachinger

Eine Frau namens Martha mietet sich in einem Dorf das Haus des verstorbenen Gemeindesekretärs, der gerne Philosophen las. Nach der Erfahrung der Brüchigkeit allen Lebens will sie dort nichts tun, einfach nur sein, sagt sie; dies genüge. Menschen seien ihr durch Tod, vergehende Zeit oder Zwist abhandengekommen; einige kehren nun in ihren Träumen wieder. Da sie keinen Sinn mehr in der Arbeit sehe, habe sie sich hierher zurückgezogen.

In jenem Dorf begegnet sie der ausgebildeten Sängerin Olenka, einer Russin, die dringend heiraten muss – oder Arbeit finden. Wiewohl man ihre Stimme bewundert, ist sie denjenigen, die über ihr Engagement entscheiden, zu korpulent. Martha lernt auch Katharina kennen, eine Schauspielerin, die krankheitsbedingt aus ihrem Beruf für einige Zeit auszuscheiden hatte und nun keine Anstellung findet. Georg komplementiert das Kleeblatt. Weshalb er in dem Dorf strandete, will er nicht thematisieren. Diese vier Aus-der-Welt-Gefallenen etablieren gemeinsame Abendessen, bei denen ein weiteres Gedeck und ein Papierstuhl am Tisch stehen, um Gedanken aufzunehmen, die sie noch nicht verstehen. Diese notieren sie auf papierene Lotusblätter, legen sie auf den unbenutzten Teller. So vergeht die Zeit.

Bis Olenka mit ihrem letzten Geld in den Osten zu reisen hat, um ihren Vater im Krankenhaus zu besuchen, Katharina ein Engagement in einem ‚ungemein politischen‘ Stück erhält und einen einzigen Satz 50-mal sagen darf: „Mir geht es schlecht.“ Alsbald bricht auch Martha in ihr altes Leben auf, weil ihr Konto kein weiteres erwerbsloses Sein gestattet.

Für Georg wird angedeutet, er werde den Mut finden, sich auf Olenka einzulassen. Doch dieser Schluss wird bloß nahegelegt. Und just darin liegt die Schwierigkeit dieses Romans. Wer aufgrund obiger Einblicke meint, es werde mittels Figurendarstellung eine gewisse Fährte als impliziter Schlüssel zu einem tiefgründigeren Verstehen einer uns allen bekannten Situation gelegt, irrt.

Holunderbeeren im Mai?

So geben die Tagebucheintragungen Spaziergänge wieder, erzählen kleine Begebenheiten. Was sogleich auffällt, ist die Tatsache, dass diesen Dialogen jegliche Realität abhanden kam, weil keiner im Alltag eines Dorfes oder einer Eisenbahnfahrt den Sprechakt so gestaltet, und falls doch, die Konsequenzen andere wären. Man würde derart gewagte Reden vermutlich als infame Grenzüberschreitung einordnen. Noch ein zweites irritierendes Element fällt auf: Die biologischen Zeitmarkierungen sind obskur. Wer denkt schon Anfang Mai daran, dass in ein paar Wochen Holunderbeeren zu ernten seien? Ihre Zeit ist der September, frühestens der August. Oder Hagebutten, die doch nach den ersten Frostnächten gepflückt werden? Derartige Beispiele finden sich zahlreiche; zu viele, dass man auf die Idee käme, es sei Andrea Winkler in Unkenntnis des Landlebens ein Lapsus passiert, den selbst das Lektorat übersehen habe. Es hat System; und soll offenbar für das Aus-der-Zeit-Fallen der Protagonistin stehen. Ob dieses Erzählmanöver trägt, ist eine andere Frage.

Genannte Aspekte seien exemplarisch angeführt, um zu erläutern, dass einen kein Realismus erwartet. Auch kein Kippen eines realen Settings in eine sur- oder irreale, fantastische Welt, welches wir in der Literaturwissenschaft als qualitativen Sprung bezeichnen, da dieser Erzählmodus ein Werk von Grund auf erneuert. Er wird nicht vollzogen. Zu viel bleibt in der Schwebe. ■

Andrea Winkler
Die Frau auf meiner Schulter
Roman. 190 S., geb., € 21,60 (Zsolnay Verlag, Wien)